

Jürgen Ritte

Rede Saarbrücken, 9. September 2013.

Eugen-Helmlé-Preis.

Nicht jeder hat das Glück, schon zu Lebzeiten, und nicht erst im Grab, soviel Gutes über sich zu hören. Danke, lieber Denis Scheck. Ich danke auch und besonders den großzügigen Stiftern und der Jury für den Eugen Helmlé Preis, eine Auszeichnung, die mich sehr berührt. Gewiss, solche Worte des Dankes sind üblich, sie gehören sich so, aber sie haben für mich heute ein besonderes Gewicht, denn ich habe Eugen Helmlé, Eugen, wie ich sagen darf, nicht nur sehr gut gekannt - jedenfalls gut genug, um mit ihm und anderen Freunden so manche Bouteille und so manches Gastmahl in dem einen oder anderen seiner gastronomischen Pariser Stützpunkte zu teilen – er war auch ein Freund, ein väterlicher Freund zunächst, dann eben einfach nur ein Freund, dem ich viel zu verdanken habe. Noch bevor ich meine erste Übersetzung überhaupt in Angriff nahm, es war Joseph Delteils „Die Ufer des Amur“ – und damit auch schon die erste Kalamität für einen Übersetzer gleich beim Titel: *Le fleuve Amour* führt eben mehr mit sich als nur seinen Namen – hatte ich Eugen kennen gelernt. Ich saß damals an meiner Dissertation über Georges Perec, suchte mich jeder Zeile, die er je geschrieben hatte, zu bemächtigen (was damals noch nicht ganz so leicht war), und fasste eines Tages meinen Mut zusammen und schrieb Eugen einen Brief, in dem ich ihn fragte, wie es mit den Manuskripten für die Perec'schen Hörspiele für den Saarländischen Rundfunk aussehe. Prompt kam eine Schallplatte mit den preisgekrönten *Tagstimmen* aus Sulzbach zurück. Prompt bedankte ich mich. Prompt bedankte sich Eugen, für mich noch der „sehr geehrte Herr Helmlé“, der sich seinerseits dafür bedankte, dass junge Leute sich noch für etwas bedanken. Selbstverständlich bedankte ich mich dann dafür, dass Eugen sich dafür bedankte, dass ich mich bei ihm bedankt hatte, und so hätte es

weitergehen können. Kurz darauf konnte ich Eugen dann die stolze Mitteilung machen, meinen ersten Übersetzungsvertrag vorliegen zu haben, eben für Delteils wild surreale und fernöstliche Flussfahrt (ich erfuhr erst Jahre später, dass Klett-Cotta – in der neuen Bibliothek der Moderne erschien dann der Delteil – den Hinweis auf das Buch von Eugen Helmlé bekommen hatte, der selbst keine Zeit hatte, das Buch zu übersetzen). Und da nun sprach Eugen: „Das machst Du bestimmt sehr gut, Du kannst übersetzen, was Du willst, aber, unter Brüdern, nicht unter 28 Mark die Seite (wohlgemerkt, wir befinden uns im Jahre 1986). Alles andere ist Verrat“.

Eugen Helmlé war eben nicht nur ein großer Übersetzer und ein großer und profunder Kenner und Verteidiger der Literatur, die er übersetzte, er war auch ein ganz herausragender Vertreter jener Generation, die für die finanzielle wie intellektuelle Anerkennung der Profession gekämpft hat. Auch das habe ich nicht vergessen. Und Eugen wird da, wo er heute ist, mit Zufriedenheit feststellen, dass sein Engagement auch von seiner Stadt Sulzbach, vom Saarländischen Rundfunk, seinem „Haussender“, und der Stiftung seiner heimischen Industrie so nachdrücklich gewürdigt wird.

Wir Übersetzer, die wir unablässig ganze Bibliotheken von Wörterbüchern, Enzyklopädien, Nachschlagewerken durchforsten, auf dass uns ja kein Wort und kein Detail entgehe, mit dem etwa eine Schiffstakelage korrekt beschrieben wäre, oder die Flora und Fauna im südlichen Niltal, oder die Uniform eines kaiserlich napoleonischen Kürassiers oder auch einfach nur ein heimatlicher Kräutergarten, wir Übersetzer, die wir professionelle Wörtersammler sind, auch Wörter ohne E sammeln, wie Perec und Helmlé, ohne A I O U ohne R ohne L, wir werden oft maulfaul, ja geradezu einsilbig, wenn wir von unserem Metier erzählen sollen. Auch die Größten unter uns, etwa ein Valéry Larbaud, der erste französische und überhaupt der erste Joyce-Übersetzer, der darüber hinaus schon in den 20er

und 30er Jahren des letzten Jahrhunderts der großartigen lateinamerikanischen Literatur einen Weg nach Europa bahnte, verfallen dann leicht ins Anekdotische, ins Erzählen von „Dönkes“ (unsere besten Einfälle, unsere [dies verständlicherweise seltener] größten Böcke...) und überlassen den Übersetzungswissenschaftlern das Feld, die sehr kluge Sprachvergleiche anstellen, schöne und interessante Theorien entwickeln – und uns doch keinen Schritt weiter helfen, wenn wir das nächste Buch auf dem Tisch liegen haben und stunden- und tagelang darüber nachdenken, wie sich wohl die Poesie des Einfachsten und Naheliegendsten halbwegs adäquat ins Deutsche bringen ließe: Des fraises et des framboises, des mûres, des myrtilles... *Erdbeeren, Himbeeren, Brombeeren, Waldbeeren. Beeren, Beeren und nochmals Beeren...* Wie schnell wird, bei aller linguistischen Korrektheit, aus dem bunten, leichten Schmetterling ein tollpatschiger Elephant. Das Korrekte ist nicht unbedingt das Ästhetische und also Richtige. Oder etwa der exotische *Azépanier*, auf den ich in einem Buch von Olivier Rolin stieß (in seinem Roman *Méroé*): In einer surreal anmutenden Ruinenlandschaft an den Ufern des Nils breitet er, der Azépanier, zwischen geborstenen, verrosteten Schiffsbäuchen seine transparenten Blätter aus. Kein Mensch, auch nicht der damalige französische Generalsekretär der Enzyklopädia Universalis, den ich eigens bemühte, konnte mir sagen, was es mit dem Azépanier auf sich hat. Und als ich dann schließlich den Autor selbst befragte, konnte auch der sich nicht mehr daran erinnern, was er da in Khartum gesehen hatte. Und so saß ich dann vor meinem Computer, stierte verzweifelt auf die Tasten, und siehe da, die Erleuchtung kam: Auf der französischen Tastatur sind die ersten Lettern... A, Z, E. Azé. Den „panier“ hatte sich Rolin beim „Frangipanier“ ausgeborgt, deutsch Wachsblume oder Tempelbaum aus der Familie der Hundsgiftgewächse, lateinisch Plumeria. Es war also eine reine Buchstabenpflanze, die Rolin sich ausgedacht hatte, ein Gewächs, das ganz eindeutig auf die Substanz verwies, aus der es – wie alle Literatur - gemacht ist: aus Lettern, aus Schrift. Die deutsche Klaviatur mit

Q,W,E gab und gibt da nicht viel her. Kurz: Ich machte daraus, in Erinnerung an die Lieblingspflanze meiner Großmutter, den Rhododendron, und dem Bustrophedon, der sich wie ein Pflanzenname anhört, aber eine Schriftform meint, die schlangenförmig von Zeile zu Zeile verläuft, d.h von links nach rechts, dann von rechts nach links und in der dritten Zeile wieder von links nach rechts und so weiter, ich machte also daraus den *Bustrodendron*. Damit war die Idee übersetzt, nicht das Wort, das es im Original so wenig gibt wie im Deutschen. Aber ich warte dennoch auf den Tag (und darüber würde ich mich fast so freuen wie über diesen Preis), da ein Wörterbuch den Eintrag enthält: Azépanier, dt. Bustrodendron. Buschartige Pflanze mit transparenten Blättern. Vorkommen: Sudan, Niltal.

-

So, nun habe ich doch Dönkes erzählt. Aber, ehrlich gesagt, ohne schlechtes Gewissen. Wir Übersetzer sind keine Theoretiker, jedenfalls nicht, solange wir am Schreibtisch über fremden Texten brüten - wir sind gelehrte Handwerker, *bricoleurs*, Bastler, Tüftler, alles Figuren, die Georges Perec lieb waren in seinen Romanen und die bei ihm die wahren Künstlerfiguren sind. Und ich möchte an dieser Stelle dem genialen Theorien-Bastler Umberto Eco meine Referenz erweisen, der sein sehr gelehrtes Buch über das Übersetzen, *Dire quasi la stessa cosa* (In etwa das Gleiche sagen) mit dem sprechenden – und programmatisch bescheidenen – Untertitel „Esperienze di traduzione“, Übersetzungserfahrungen, versah. Keine Theorie, sondern ein erfahrungsgesättigter Bericht über die vielfältigen und vielschichtigen Begegnungen von Theorie und Praxis, über den Umgang mit fremdsprachigen Texten. Das Gelingen hängt ab von der Kenntnis unserer eigenen Sprache, unserer Lust an ihr, und dann natürlich von unserem genauen Wissen über den Autor, den wir übersetzen, über seine Sprache, sein Werk, seine Zeit, seine Quellen, seine Themen usw. Und es hängt auch ab von unseren Lektoren in den Verlagen, die unsere ersten Kritiker und die Anwälte unserer Leser sind und uns hier und da zur Ordnung rufen.

Wir sind „Allrounder“, und ich bin nicht weit davon entfernt zu behaupten, dass das Übersetzen die Königsdisziplin aller Beschäftigung mit Literatur ist. Dieses Urteil leiste ich mir nicht aus Überheblichkeit, sondern in Kenntnis der anderen Disziplinen, der Literaturwissenschaft etwa, der Literaturkritik, Disziplinen, in denen ich mich auch versuche. Der Übersetzer ist der genaueste Leser, in sein Werk mündet alles verfügbare Wissen über ein Buch. In früheren Zeiten galt die Übersetzung denn auch als Schlussstein einer gelehrten Beschäftigung mit Texten. Große Romanisten wie Hugo Friedrich oder etwa Ernst Robert Curtius schlossen ihre Lyrik-Interpretationen mit einer Übersetzung ab.

Aber ich will meine Dankesschuld nicht mit einem weiteren Plädoyer für die Kunst des Übersetzens abtragen, wie es an dieser Stelle schon von kompetenterer Seite vorgetragen worden ist – und mit dem ich hier nur offene Türen einrennen würde. Daher, zum Schluss und als Schluss, noch eine Anekdote, noch ein Dönken, in dem sich einiges von der Übersetzungserfahrung kristallisiert: Die Nachricht von der Preisverleihung erreichte mich, als ich gerade an der Übersetzung von Marcel Prousts Korrespondenz saß. Soeben hatte ich einen Brief vom Dezember 1902 an seinen Freund Antoine de Bibesco übersetzt. Und dort stand: „Alles, was ich tue, ist keine wirkliche Arbeit, sondern *nur* [ich kursiviere dieses „nur“] Dokumentation, Übersetzung“. - Manchmal fallen einem die eigenen Autoren in den Rücken. Und bei aller Demut, einen solchen Satz hätte man gerne übersprungen. Ich hielt mich dann an der frohen Botschaft des Preises schadlos, und hatte wenig später meine Rache: Denn an Constantin de Brancovan, den Herausgeber der Kunstzeitschrift *La Renaissance Latine* schreibt Proust kurz darauf, im Januar 1903:

Lieber Freund,

Sie wissen, wie sehr ich Sie schätze – und ausgerechnet in dem Moment, da Sie so nett zu mir und meinen Ruskins waren, will ich nicht den Eindruck erwecken, Ihnen Vorwürfe machen zu wollen, aber ich finde es schon allerhand, wenn man bedenkt, dass ich seit vier Jahren an einer Übersetzung der *Bible d'Amiens* arbeite, dass diese Übersetzung in Kürze erscheinen wird, dass sie mir viele Mühen bereitet hat und ich ihr große Bedeutung beimesse, wenn man also all das bedenkt, finde ich es allerhand, dass Sie im Beisein von Lauris (oder jeder anderen Person) sagen, wie eben noch geschehen: „Wie machen Sie das bloß, wo Sie doch gar kein Englisch können?“ ...

Dass mir eine solche Frage bis jetzt nie gestellt wurde, habe ich Proust immerhin voraus. Meine Damen und Herren, sehr verehrte Jury, lieber Denis Scheck, ich danke Ihnen allen von Herzen. Ich bin stolz darauf, meinen Namen in der illustren Liste der Eugen Helmlé Preisträger zu sehen. Das soll mir Verpflichtung für die Zukunft sein.

Jürgen Ritte